

Der genetisch alterierte Mensch
Kulturreduktionismus in der Soziobiologie E.O. Wilsons
Wolfram Lutterer

erschienen in:

W. Eßbach, S. Kaufmann, D. Verdicchio, W. Lutterer, S. Bellanger u. G. Uerz, (Hrsg.):
Landschaft, Geschlecht, Artefakte Zur Soziologie naturaler und artifizieller Alteritäten
Würzburg: Ergon 2004, S. 101-113

Gegenstand dieses Aufsatzes ist die im Jahre 1975 durch den amerikanischen Biologen Edward O. Wilson begründete *Soziobiologie*. Wilson ist zuvor bereits in der Fachwelt als ein Ameisenforscher berühmt geworden.

Die Soziobiologie ist in den vergangenen Jahrzehnten zum Gegenstand vielfältiger (und dabei nicht nur wissenschaftlicher) Auseinandersetzung geworden (vgl. Segerstråle 2000). Diskutiert wurden theoretische und empirische Grundannahmen ebenso wie vorhandene und vermutete politische Implikationen der Theorie.

Folgt man biologischen Kritikern wie Gould, Rose und Lewontin,¹ so ist die Soziobiologie als wissenschaftliches Unternehmen zumindest fragwürdig und viel eher hinsichtlich ihres weltanschaulichen und politischen Impetus relevant. Folgt man hingegen den Aussagen biologischer Befürworter wie Dennett, Wuketits und Voland,² so erscheint die Soziobiologie als ein florierendes Unternehmen, das sich mittlerweile, wie die Arbeiten von Flohr, van den Berghe und Wahl³ zu demonstrieren scheinen, auch in den Sozialwissenschaften als „Paradigma“ zu verorten scheint. Liest man allerdings die Analysen von geistes- und sozialwissenschaftlichen Autoren wie Koslowski, Vowinckel und Gräfrath,⁴ verstärkt sich wiederum der Eindruck einer eher ideologisch als wissenschaftlich orientierten Disziplin.

Die folgenden Ausführungen werden in diesen Reigen von Pro- und Kontra nicht explizit einstimmen. Wohl aber wird durch die Analyse zentraler Argumente von Wilson eine kritische Position erarbeitet werden. Überprüft werden zentrale Annahmen und Argumentationslogik, die auch auf das wissenschaftstheoretische Programm Wilsons bezogen werden. Resultat dieser, zum Teil vorläufigen Untersuchung ist die Feststellung, daß in Wilsons Argumentation sehr wohl ein umfangreicher *ideologischer* Gehalt zu verorten ist. In der Durchführung wird sich diese Analyse dabei auf zwei zentrale und exemplarische Schriften Wilsons beschränken: seine Begründungsschrift aus dem Jahre

¹ Vgl. Gould 2002, 1996, u.a.; Rose 1997; Lewontin/Rose/Kamin 1984; Lewontin 1991 u. 1995.

² Vgl. Dennett 1996; Wuketits 1990; Voland 2000.

³ Vgl. Flohr 1994; van den Berghe 1991; Wahl 2000.

⁴ Vgl. Koslowski 1994; Vowinckel 1991 u. 1997; Gräfrath 1997.

1975, *Sociobiology* (Wilson 1975), sowie einer späteren, integrativen und insbesondere auf menschlichen Kultur abzielenden Monographie, *Die Einheit des Wissens* (1998).

Auf den Einbezug der entsprechenden Konzepte von Richard Dawkins (1976) wird hierbei ebenso verzichtet wie auf neuere Entwicklungen unter dem Titel einer „Evolutionspsychologie“ (Barkow/Cosmides/Toby 1992). Hinsichtlich einer Chronik der *innerbiologischen* Kontroverse um die Soziobiologie sei übrigens auf Segerstråle (2000) verwiesen.

1. Wilsons Hypostasis einer „genetischen Leine“

Wilson definiert die Soziobiologie als „the systematic study of the biological basis of all social behavior“ (1975: 4). Dies dürfte insoweit noch unkontrovers sein, daß wohl jeder gerne zugibt, daß es für soziales Verhalten zumindest dahingehend eine biologische Grundlage gibt, als daß wir über eine biologische Ausstattung mit Händen, Sprechvermögen und dergleichen mehr verfügen und diese Ausstattung selbstredend soziales Verhalten mitbeeinflußt.

Doch Wilsons Anspruch geht weiter. In *Sociobiology* offenbart er in seinem letzten Kapitel die eigentliche Zielrichtung seines Unternehmens⁵: den Menschen. Dieser (d.h. *wir*) soll „in the free spirit of natural history, as though we were zoologists from another planet“ (ebd.: 547) einer näheren Beobachtung unterzogen werden. Nachdem im Sinne der reflexiven Kybernetik Heinz von Foersters *unentscheidbare* Aussagen insbesondere Aussagen über den Aussagenden selbst darstellen (vgl. Foerster 1998: 160), kann hier zunächst einmal festgehalten werden, daß die Wilsonsche Beobachterperspektive sich *weder* um Technologie und Institutionen der Menschenwelt *noch* um Geographie und Ökologie der natürlichen Welt bemüht, sondern allein die *Zoologie* fixiert, und diese im Sinne einer *angenommenen* Naturgeschichte einer fernen Zivilisation. Es wird zudem ein *makroskopischer* Blick eingenommen, womit individuelle Unterschiede, Interessen und dergleichen notwendig ausgeblendet werden. Wilsons Vorgehen erscheint somit als reichlich naiv. Der ferne Zoologe ist nur er selbst.

Für ihn hängt *jegliches* kulturelle Verhalten an einer mal längeren, mal kürzeren „genetischen Leine“ (vgl. Wilson 1998: 211). Sein Wissenschaftsparadigma ist ein klassisch *monistisches*, und steht somit zumindest dahingehend in Einklang mit der üblichen naturwissenschaftlichen Praxis. Als Konsequenz dieser Sichtweise wird allerdings eine Kausalität⁶ angenommen, die bis hin zur Annahme einer *biologischen Prädisposition* für ethische Normen und Religiosität reicht (ebd.: 351).

Wilsons *Sociobiology* formuliert einen hohen Anspruch. Dies wird schon am Untertitel

⁵ Wilson versucht zwar, diesem Eindruck entgegenzuwirken. Wenn man jedoch Titel und Inhalte späterer Buchveröffentlichungen verfolgt, ist offensichtlich, daß das menschliche Sozialverhalten *das* zentrale Interesse darstellt (vgl. z.B. Wilson 1978, 1984, 1992, 1994 u. 2000).

⁶ Zum Thema der *Kausalität* siehe insbesondere Bunge (1987).

des Buches – *The New Synthesis* – offenbar, womit an die ab den dreißiger Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelte *synthetische Theorie* der Evolution angeschlossen wird (vgl. Wuketits 1988: 65f.)⁷. Wilsons Programmatik zielt auf eine große und weitreichende Synthese hin. Evolutions- und Populationsbiologie sollen vereint und auch die Sozialwissenschaften integriert werden:

„It may not be too much to say that sociology and other social sciences, as well as the humanities, are the last branches of the of biology waiting to be included in the Modern Synthesis“ (1975: 4).

Allgemeine verhaltens- *und* kulturwissenschaftliche Leitdisziplin ist somit die Mega- und Metawissenschaft der (Sozio-)Biologie. Dabei ist jedoch das Bild, das Wilson hierbei etwa von der Soziologie zeichnet, an Schlichtheit kaum zu überbieten:

„It attempts to explain human behavior primarily by empirical description of the outermost phenotypes and by unaided intuition, without reference to evolutionary explanations in the true genetic sense“ (ebd.: 4).

Wenn man nun einmal dahingestellt läßt, ob sich Soziologie tatsächlich mit *menschlichem* Verhalten und nicht mit sozialen Interaktionsmustern beschäftigt (ein nur scheinbar kleiner Unterschied), so beläuft sich Wilsons Vorwurf auf einen billigen Empirismus, gemischt mit einer zugleich unterstellten typisch soziologischen *Ideologie*.

Wilson beansprucht zugleich jedoch auch, über Erkenntnisse in einem „true genetic sense“ zu verfügen. Der damit geäußerte wissenschaftliche Anspruch auf *Wahrheit* kann allerdings nicht als zeitgemäß aufgefaßt werden. Sowohl Wilsons wie auch der soziobiologische Philosoph Daniel C. Dennett (1996) fallen in ihrem Wissenschaftsbild immer wieder hinter Erkenntnisse zurück, die beispielsweise in der Physik bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts *unhintergehbar* erreicht wurden und sich auch zunehmend in den Sozialwissenschaften durchgesetzt haben: die Aufgabe einer *rein reduktionistischen Sichtweise* zugunsten einer relativistischen, relationalen und systemischen (vgl. Davies 1986: 92).⁸

Was aber ist der Mensch? Ihm wird immerhin eine ganze Reihe von Merkmalen zugesprochen, die bei ihm auch im Unterschied zu den anderen Primaten einzigartig seien:

„true language, elaborate culture; sexual activity continuous through menstrual cycle; formalized incest taboos and marriage exchange rules with recognition of kinship networks; cooperative division of labor between adult males and females.“ (1975: 552)

Erforscht werden soll, so Wilson, u.a. die *genetische* Evolution der *Ethik*: *Unsere* biologische Ausstattung setze eben auch weitreichende Grundlagen für Ethik.

⁷ Die synthetische Theorie der Evolution folgt laut Wuketits der Formel „Darwins Selektionstheorie plus klassische Genetik (Mendel) plus Populationsgenetik“ (1988: 65). Die wichtigsten Autoren seien Dobhansky, Huxley, Mayr, Rensch und Simpson.

⁸ Zu verweisen ist auf den Relativismus und das Systemdenken, das die relativitäts- und quantentheoretischen Erkenntnisse der Physik nahe legen. Insbesondere hinsichtlich der Kausalitätsdoktrin vieler Soziobiologen sei überdies vermerkt, daß bereits die Newtonsche Gravitationstheorie eine *akausale* Theorie darstellt. Gegenstände ziehen sich *gegenseitig* aufgrund ihrer Masse an. Das ist nicht kausal (vgl. Bunge 1987: 127). Zu kausaler versus prozessualer Logik siehe auch Günther Dux (2000).

„Only by interpreting the activity of the emotive centers as a biological adaptation can the meaning of the canons [i.e., the deontological canons of morality, W.L.] be deciphered“ (1975: 563).

Damit nimmt Wilson jedoch nicht nur an, daß (a) „Ethik“ auf bio-evolutionär entwickelte emotionale Veranlagungen rückführbar ist, sondern auch, daß (b) aus der Aktivität von spezifischen Gehirnsektoren so etwas wie *Bedeutung* ableitbar ist. Es dürfte allerdings wenig erstaunlich sein, daß aus dem Bereich der Philosophie seine diesbezüglichen Bemühungen sehr dezidiert und überzeugend zurückgewiesen wurden (vgl. Gräfrath 1997).

Überdies sei darauf hingewiesen, daß Wilson zwar gerne von *Ethik* spricht, aber wohl eher *Moralität* meint, im Sinne einer bloße *Fähigkeit* zu einer entsprechenden Denk- und Handlungsweise und nicht im Sinne einer philosophischen Disziplin und Reflektionsinstanz. Wilson begeht damit fortgesetzte *Kategorienfehler*: So ist zwar (als Beispiel) die Aussage nicht falsch, daß wir Wasser trinken müssen, um zu leben und daß somit das Vorhandensein von Wasser für menschliche Kultur eine Voraussetzung ist. Daraus aber zu folgern, daß Wasser Kultur bedinge, wäre schlichtweg Blödsinn. Eben dies aber vollzieht Wilson – und auch noch ohne jeglichen empirischen Beleg – für „die Gene“ und die Kultur.

2. Argumentationslogik

Wilson offeriert in einer erstrebten *Einheit des Wissens* (1998) eine vielleicht zunächst harmlos klingende, inhaltlich jedoch in ihren Ausmaßen gigantische (und ebenso auch gemeinte) „Kausalkette von genverändernden Mutationen über die artenmultiplizierende Evolution bis hin zu den Species“. Diese Skala sei zu einem *Kontinuum* geworden (ebd.: 10). Einen derartigen Komplexitätszuwachs jedoch rein *kausal* (also über Ketten von Ursachen und Wirkungen) erklären zu wollen, ist schlichtweg unmöglich. Das Phänomen der Emergenz ist hierbei übrigens kein thematisierter Gegenstand. Noch nicht einmal die probabilistische Physik Maxwells (vgl. Krüger/Daston/Heidelberger 1982) aus dem 19. Jahrhundert scheint reflektiert. Mit anderen Worten: Das Wissenschaftsgebilde, daß Wilson seinen Lesern offeriert, erscheint eher noch im Zeitalter von Descartes angesiedelt, wobei der Cartesianische Dualismus nun zugunsten eines biologischen Monismus zu überwinden erstrebt wird.

Und Descartes ist tatsächlich auch Thema: Der Cartesianische Dualismus von „Geist und Gehirn“⁹ sei nämlich von *allen* modernen Wissenschaftlern und Philosophen verworfen worden. Sie alle seien sich einig, „daß der Bewußtsein und rationale Prozesse umfassende Verstand gleichbedeutend mit dem aktiven Gehirn sind“ (1998: 134). Entsprechend dieser „Allheit“ von Wissenschaftlern und Philosophen spart sich Wilson bibliographische Belege.

Bewußtsein ist für ihn also gleichzusetzen, „gleichbedeutend“, mit dem neuronalen Apparat. Bleibt also nur noch zu klären übrig, daß auch Kultur keine eigene Ebene darstellt. Sie ist, wie Wilson zu zeigen sucht, in den *Köpfen*, oder besser noch: in den *Genen*. Die diesbezügliche

⁹ So formuliert zumindest die deutsche Übersetzung von Wilsons entsprechender Phrase (1998: 134). Für gewöhnlich wird von Geist und Materie gesprochen.

Argumentationsstrategie erweist sich jedoch durchaus als fragwürdig. Zum Beleg eines *wissenschaftlichen* Argumentes werden dezidiert Stilmittel der *Rhetorik* eingesetzt. Der naturwissenschaftlich geforderte *empirische Beleg* wird somit ersetzt durch *Überredungstrategie*. Die Argumentation zum Verhältnis von Genen zur Kultur verläuft *formal* nun wie folgt:

- (a) eine strittige und eigentlich auch von niemandem ernsthaft behauptete These wird vorgestellt und als Projektionsfläche aufgebaut,
- (b) deren direkter Geltungsanspruch negiert. Es wird also auf wissenschaftlichen Einspruch eingegangen. Dabei wird zugleich aber
- (c) die These in ihrer Struktur leicht verschoben, um dann
- (d) dann doch in leicht abgewandelter Gestalt behauptet zu werden.

Vorhandene Einwände sind aufgrund von (b) scheinbar eingearbeitet, werden aber aufgrund von den unter (c) nachgeschobenen weiteren Prämissen wiederum eliminiert. Derartige Argumentationsmuster finden sich bei Wilson übrigens wiederholt.

Wilson beginnt also mit (a): „Wie kann man nur davon ausgehen, daß ein Gen Kultur festlegen könne?“ Die Antwort hierauf sei unstrittig, (b): „Kein ernstzunehmender Wissenschaftler hat das je getan.“ Und warum? (c): „Das Kausalnetz der genetisch-kulturellen Evolution ist sehr viel komplizierter geflochten [...] Tausende von Genen legen das Gehirn, den Sinnesapparat und all die anderen physiologischen Prozesse fest“ (alle Zitate in ebd.: 184).

Der rhetorische Kniff dieser Argumentationskette besteht darin, daß bewußt zunächst mit übervereinfachten aber zugleich trotzdem bedingt alltagstauglichen Phrasen begonnen wird: (a) behauptet ja letztlich, wie dann aus (c) klar werden wird, nur *ein einziges*, singuläres Gen. Eben eine solche Unsinnigkeit hat aber tatsächlich bisher noch niemand behauptet und wird es wohl auch nie (soweit auch: b). Aber folgt daraus bereits, daß wenn *eines* dazu nicht hinreichen würde, *Tausende* genügen würden, wie Wilson nahelegt? Zudem wird aber auch darauf verzichtet, dezidierteres Zahlenmaterial zu liefern um wenigstens die *prinzipielle* Möglichkeit eines derartigen Kulturdeterminismus zu belegen: Wie viele Gene bzw. Genmutationen müßten wir insgesamt annehmen? Und wie viele Jahrtausende bis Jahrmillionen würde die biologische Evolution benötigen, damit eine solche Genkonstellation letztlich mit einer annehmbaren Wahrscheinlichkeit evolvieren *könnte*? Allzu viel an Konkretion wäre wohl jedoch eine allzu bittere Medizin für Wilsons intellektuelle Spielereien.

Zurück zu Wilsons Argumentationslogik: Mit (d) läßt er sich Zeit. Er führt zunächst einmal den Begriff der *Reaktionsnorm* ein, wenn auch in einer reichlich reduzierten Weise (umfassender und klarer: Lewontin 1995: 21ff). Hierbei befleißigt er sich eines recht eigenwilligen Reduktionismus, indem er behauptet, daß

„Menschen während ihrer Persönlichkeitsentwicklung ausgesprochen stark auf den Geburtsrang reagieren und dementsprechend, auf die Rolle, die sie in ihrer Familiendynamik einnehmen.“ (Wilson 1998: 186)

Diese Aussage ist nun nicht einmal wirklich falsch, nur daß die dazwischengeschobene Sentenz mit der Reaktion auf den Geburtsrang für ein valides Argument überflüssig ist:

Selbstredend reagieren Menschen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung ausgesprochen stark auf die Rolle, die sie in ihrer Familiendynamik einnehmen und in dieser Familien-dynamik spielt häufig der Geburtsrang durchaus auch eine Rolle (bloß *wie*, das ist kulturell sehr verschieden). Aber eben diese dazwischengeschobene Sentenz ist es, die nun zum Gegenstand weiterer Argumentation wird. Plötzlich ist es der *genetische* (und dies ist in ableitungslogischer Hinsicht eben *nicht* gleichzusetzen mit dem sozialen!) Geburtsrang, der bezüglich der „Reaktionsnorm“ diskutiert wird. *Reaktionsnormen* stellen allerdings (zumindest bei Lewontin) ein ungleich bescheideneres, wenn auch wissenschaftlich exakteres Unterfangen dar, als bei Wilson suggeriert: Für gewöhnlich werden dabei genetisch *identische* Pflanzen oder auch *eineige* Zwillinge bei unterschiedlichen Umweltbedingungen untersucht. Eine derartige genetische Identität wird jedoch niemand auch für Geschwister behaupten wollen. Wilson vermengt somit eine ganze Reihe verschiedener Diskurse und Probleme, mit dem Resultat einer zumindest fragwürdigen wissenschaftlichen Validität.¹⁰

Nach diesem Verwirrspiel kommt nun Wilson wieder seine Frage der Beziehung von Gen zu Kultur zurück. Es gibt also *viele* Gene:

„Es gibt kein Gen für gutes Klavierspiel oder gar ein ‚Rubinstein-Gen‘ für ausgezeichnete Pianistenfähigkeiten. Aber es gibt eine Unzahl von Genen, deren Zusammenspiel der Fingerfertigkeit, Kreativität, Emotion, dem Ausdruck, Fokus, Rhythmusgefühl und Timbre zugute kommt“ (1998: 189).

Wilsons „zugute kommen“ mag an und für sich sogar ein adäquater Ausdruck sein, zumindest was vielleicht die Fingerfertigkeit anbelangt. Mit kurzen Wurstfingern wird sich eine Pianistenkarriere nur schwer gestalten lassen. Schwerer jedoch wiegt die Unterstellung, es gebe Gene *für* Kreativität, Emotion u. dgl. Diese Behauptung beruht nicht nur auf keinerlei nachgewiesenem empirischen Gehalt, sondern verkennt auch sichtbar die gerne übersehene Eigenheit genetischer Erklärung: Im Normalfall wird nicht von Genen *für etwas* gesprochen, sondern – was argumentativ wesentlich schwächer ist – von Genen, deren Mutation oder Abwesenheit eine Eigenschaft *beeinträchtigt* oder *verunmöglicht* (vgl. Segerstrale 1990: 277: Gene kodieren *Unterschiede*). Zudem ist der Umkehrschluß unzulässig: Auch wenn das Fehlen eines Gens eine Eigenschaft verhindert, bedeutet dies noch lange keine einfache und positive Kausalität.

Für Wilson gerät nun in einem weiteren Zwischenschritt das Gen-Kultur-Verhältnis zu einem *quantitativen*, d.h. zu einer graduellen und somit keiner qualitativen Relation. Hierzu wurde schon zuvor der Affe hinsichtlich so beeindruckender kultureller Fähigkeiten wie dem Vermögen, „Nüsse mit Steinen aufzubrechen“ gewürdigt und der Mensch zugleich zum „brabbelnden Affen“ degradiert (Wilson 1998: 178f.). Der Streit zwischen Sozialisations- und Erblichkeitstheoretikern geht laut Wilson nun nur noch über die *Länge* jener genetischen Leine, an der die Kultur hänge. Für erstere sei diese Leine eben sehr lang, für letztere hingegen eher kurz. Beide Seiten seien also sich „im

¹⁰ Zu Wilsons Gebrauch der Reaktionsnorm siehe auch Rose (1997, 115).

Prinzip einig, daß nahezu alle kulturellen Unterschiede Produkte von Geschichte und Umwelt sind“ (ebd.: 192). Bleibt für Wilson also nur noch, für den scheinbar allgemeingültigen Satz („nahezu alle“) dessen Abhängigkeit vom Genom zu belegen. Dazu liefert er nunmehr einen weiteren (hier nicht mehr diskutierten) Exkurs, der mit folgender Argumentationskette schließlich zum Ende gelangt:

„Gene legen die epigenetischen Regeln fest, also die Regelmäßigkeiten bei der Aufnahme von Sinnesreizen und bei der geistigen Entwicklung, welche zum Erwerb von Kultur animieren und diese kanalisieren.“

Kultur trägt zur Bestimmung bei, welche dieser präskriptiven Gene überleben und sich von einer Generation zur nächsten vermehren.

Erfolgreiche neue Gene verändern die epigenetischen Regeln von Populationen.

Die veränderten epigenetischen Regeln wirken sich wiederum auf die Richtung und die Effektivität der zum Erwerb von Kultur nötigen Kanäle aus.“ (1998: 211)

Laut Wilson sei der letzte Schritt dieser vier Punkte der „entscheidenste, aber auch der umstrittenste“. Ein grundlegender Fehler liegt allerdings bereits im ersten Punkt: Kultur wird nicht *erworben*, allenfalls vielleicht „Kultiviertheit“, was nicht ganz dasselbe ist. Und die bloße *Animierung* zu etwas ist zudem sehr wenig.

Wo aber bleibt nun (d)? Worin besteht alles in allem die Rolle des Gens? Die Gene seien letztlich *der Schlüssel* für das Verständnis von Kultur. Wilson reduziert dazu die eigentlich unwidersprochene *Koevolution* von Genen und Umwelt auf ein Primat des Gens, so als ob Gene ohne Umwelt evolvieren. Mit derart „elementaren“ Beispielen wie dem Bestehen nonverbaler Signale beim Menschen (worüber ja bereits Tiere verfügen) sowie dem unversellen menschlichen Farbensehen folgert Wilson schließlich (endlich: d), „daß sich Kultur aus den Genen erhob und für immer ihren Stempel tragen wird“ (ebd.: 213).

Also, so Wilson: *Ein Gen kann zwar nicht Kultur festlegen. Viele Gene hingegen sind durchaus in der Lage, der Kultur entsprechend enge Bahnen vorzugeben, d.h. die Genese und Struktur menschlicher Gesellschaften und Institutionen hinreichend stark zu kanalisieren.*¹¹ Somit ist die bestehende Welt gewissermaßen stets auch die beste aller möglichen, weil eben auch die evolutionär „fitteste“. Auf dieser argumentativen Basis beruht die Soziobiologie Edward O. Wilsons.

3. Soziobiologie im Gefolge Wilsons

Als Beispiel dafür, zu welchen Absurditäten der Nachvollzug der Wilsonschen Argumentationslogik schließlich zu führen vermag, sei auf eine jüngere Veröffentlichung von Anton Heschl verwiesen. Heschl ist Geschäftsführer des Konrad Lorenz Instituts für Evolutions- und Kognitionsforschung in Altenberg. In seinem 1998 im renommierten Springerverlag erschienenen Buch *Das intelligente Genom* verwehrt er sich vor allem gegen Richard Dawkins, da dieser weiter einen überkommenen Dualismus nachfolge (Heschl 1998: 22). Interessant in diesem Zusammenhang – wenn

¹¹ Gegen einen allzu großen Glauben gegen die Macht der Gene siehe Markl (2001) sowie Jordan (2001).

auch hier weniger von Interesse – ist der fragwürdige Grad fachwissenschaftlicher Kompetenz. So spricht Heschl implizit beispielsweise Maultieren das Prädikat „lebendes System“ ab: Lebende Systeme seien notwendig *reproduktionsfähige* Systeme (ebd.: 55). Mit dieser Definition wären übrigens auch nicht alle Menschen lebend.

Heschl vertritt die These einer *vollständigen* genetischen Vorprogrammierung des Menschen (ebd.: 15), er sei letztlich nichts anderes als ein „promovierter Affe“¹² (ebd.: 236). Dabei vertritt er eine genetisch implementierte Ideenlehre in Anlehnung an Platon. Desse[n] Dialog um den Sklaven, dem Sokrates Geometrie vermittelt (*Menon*), interpretiert Heschl als Beispiel dafür, daß es überhaupt keinen echten Erkenntnisfortschritt, kein echtes Lernen, geben kann:

„Wenn Wissenschaftler, aber auch ganz normale Menschen (oder Affen) miteinander sprachlich kommunizieren, dann tauschen sie keinerlei semantische Information oder gar elaboriertes Wissen aus, sondern interagieren bloß derart, daß unter Umständen so etwas wie eine scheinbare Verständigung daraus resultiert.“ (ebd.: 272)

Unterschiede zwischen einer „Fähigkeit zu“ und dem „Wissen von“ werden hierbei keine gemacht. Die Krönung dieser offensichtlich ernst gemeinten, aber eher satirisch wirkenden Argumentation besteht schließlich in einem Revival der „angeborenen Sprache“ Chomskys (ich verzichte auf eine Analyse der unterschiedlichen Positionen Chomskys und Heschls). In einem Fallbeispiel schildert Heschl, wie sein Sohn, ohne je das Wort „Hunger“ gehört zu haben, seinem Hungergefühl über verschiedene Entwicklungsstadien hinweg schließlich mit dem Wort „nunga“ Ausdruck verliehen habe (ebd.: 184). Inwieweit dies ein Beleg dafür sein soll, daß es eine globale indo-germanische Ursprache gibt oder daß etwa ein französisches Kind dann qua Franzosengenom ein anderes Wort ausspräche, läßt Heschl leider unausgesprochen.

Dieses Beispiel sollte insbesondere illustrieren, mit welchen absurdnen Konsequenzen man zu rechnen hat, wenn komplexe Systeme mit einer hochreduktionistischen Wissenschaftsdoktrin derart induktionslogisch malträtiert werden.

4. Soziale Utopien: Der genetisch alterisierte Mensch

Wilson formuliert schließlich auf Grundlage seiner hypothetischen Theorie auch explizite Ansätze zu einer sozialen Utopie. So wird beispielsweise eine „Botschaft der Genetiker an Intellektuelle und Politiker“ formuliert, die auf dem Begriff der *Heritabilitäten*¹³ aufbaut. Diese Botschaft lautet:

„Wähle die Gesellschaft, die du fördern willst, und sei bereit, mit ihren Heritabilitäten zu leben. Versuche niemals das Gegenteil, nämlich eine bestimmte Sozialpolitik zu betreiben, nur um die Heritabilitäten zu verändern. Und um die besten Ergebnisse zu erzielen, fördere lieber Individuen als Gruppen.“ (1998: 191)

Genetiker sollen nunmehr also auch zu Sozialplanern werden. Der Sozialdarwinismus

¹² Die sichtbare Affenfixiertheit mancher Autoren könnte sich übrigens in tiefenpsychologischer Sicht als durchaus recht aufschlußreich erweisen.

¹³ Heritabilität ist, so Wilson selbst, ein statistisches Schätzmaß für den Einfluß von Erbanlagen auf ein interessiertes Merkmal (vgl. 1998: 188).

feiert (in abgewandelter Weise) fröhliche Wiedergeburt. Problematisch ist Wilsons Botschaft allerdings in einer ganzen Reihe von Punkten:

1. Der Aufruf zur *Wahl* von Gesellschaft ist nur ein scheinbarer Aufruf. In evolutionärer Perspektive sind aktuelle Gesellschaften bereits als mehr oder minder gelungene Anpassungsleistungen anzunehmen. Implizit ist damit also zunächst einmal ein Status Quo verteidigt.
2. Die Heritabilitäten, mit denen zu leben sei, kennt bis heute niemand. Es gibt des weiteren auch keine Hinweise dafür, daß sich komplexe soziale Gemengelagen derart reduzieren ließen.
3. Die gesamten Aussagen beruhen auf der fragwürdigen These Wilsons, daß die berüchtigte Leine zwischen Genen und Kultur kurz ist.
4. Wie bereits von Lewontin zum Thema der *Reaktionsnorm* ausgeführt (Lewontin 1995, 21ff.): Veränderte Umweltbedingungen verändern eben auch die Entwicklungschancen. Eine andere Gesellschaft verändert ebenfalls die Umweltbedingungen für Menschen. Akzeptiert man Wilsons „Leine“, so werden daher zunächst einmal nur die Karten für die am evolutionären Spiel beteiligten Genotypen neu gemischt. Das mag zum Guten wie zum Schlechten gereichen. Fakt ist, daß Wilson dies gar nicht wissen *kann*. Daher ist sein Rat auch nur eingeschränkt gefragt.
5. Die von Wilson geäußerte Forderung, Individuen zu fördern, weist – wie auch andernorts bereits vermerkt – hohe Parallelen zum Programm der Neuen Rechten auf (vgl. Lewontin et al. 1984: 1ff.). Die darin sich spiegelnden Selektionsideen bleiben aber unausgesprochen: Welche Individuen gälte es zu fördern und welche nicht? Und: Entsprächen diese dann nicht doch wieder sozialen Gruppen?

Wilson behauptet weiter, daß die *richtige* Einschätzung von Reaktionsnormen und Heritabilitäten eine „zugegebenermaßen etwas technische und trockene Angelegenheit“ sei (1998: 192). Für kulturelle Phänomene ist jedoch *keine einzige* Heritabilität bekannt, und selbst bei so intensiv erforschten Krankheiten wie der Schizophrenie ist eine solche Berechnung nicht unbedingt einfach. In wissenschaftstheoretischer Hinsicht gilt allerdings insbesondere eines: *Richtig* sind derartige Ergebnisse auf *gar keinen Fall*, allenfalls einmal *möglich* oder *wahrscheinlich*.

Resümierend kann man festhalten, daß für Wilson menschliche Gesellschaften in ihren Normen, ihrer Struktur und ihrer Ethik einem Validierungstest auf das von ihm als irgendwie bedingend angenommene biologische Erbe zu unterwerfen sind. „Unfitte“ Gesellschaften hätten sich wohl somit entsprechend dem Wissen der genetischen Hohepriester zu ändern. Dementsprechend beendet Wilson auch seine *Einheit des Wissens* mit dem Appell zu einem „existentiellen Konservatismus“: „Denn wir sind aufgefordert, uns ständig die Frage zu stellen: Wo liegen unsere tiefsten Wurzeln?“ (ebd.: 398) Es wird daher kaum wundern, wenn sich Wilson in seiner Autobiographie darüber beklagt, daß „Harvard zahlreiche linke Ideologen aufgenommen hatte“ (1994: 354). Die Strategie ist hierbei klar: Ideologen sind stets die anderen.

Für eine menschliche *Identität* – insofern man davon sprechen möchte – dürfte damit ebenfalls eines klar sein: Für Wilson ist sie nicht mehr als das, was die Gene bereitstellen. Individuelle Unterschiede werden codiert als *genetische* Unterschiede, alles andere an individuellen und kulturellen Bildungs- und Formungsprozessen wird ausgeblendet. Seine Wissenschaft gerät dabei zu einer Farce, der viel zu viele bereits auf den Leim gegangen sind.

Denn letztlich hat Wilson der Soziobiologie einen Bären Dienst erwiesen: Zweifellos ist er der Begründer einer neuen Teildisziplin innerhalb der Biologie (wobei man darüber streiten mag,

ob dies tatsächlich notwendig gewesen wäre) und gewiß hat er auch immens viel dazu beigetragen, daß über das Fach diskutiert wurde, so daß es nicht nur vielen ins Bewußtsein gerückte, sondern auch zur eigenen Positionierung aufforderte. Wilson hat jedoch zugleich auch eine sachlichere und wissenschaftlichere Auseinandersetzung erschwert. Ich glaube, es ging ihm weniger um die spezifischen Inhalte der Soziobiologie, als um ein dahinterliegendes und leider reichlich antiquiertes und übervereinfachtes Wissenschafts- und Weltbild. Und so verwundert es auch kaum, wenn man schließlich feststellen muß, daß er *inhaltlich* zu diesem Fach kaum etwas beigetragen hat. Es sind Autoren wie Hamilton, Maynard-Smith, Axelrod, aber auch Dawkins, die etwas zum wissenschaftlichen Verständnis menschlichen und tierischen Sozialverhalten beigetragen haben. Wilson hat eher die Keule geschwungen.

Literatur

- Barkow, Jerome; Cosmides, Leda u. Tooby, John. Hgg. 1992. *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*. New York.
- Berghe, Pierre L. van den. 1991: „Sociology“. In: Mary Maxwell (Hg.): *The Sociobiological Imagination*. New York: 269-282.
- Bunge, Mario. 1987. Kausalität: Geschichte und Probleme. Tübingen.
- Davies, Paul. 1986. *Gott und die moderne Physik*. München.
- Dawkins, Richard. 1976. *Das egoistische Gen*, erw. Neuauflage. Reinbek 1996.
- Dennett, Daniel C. 1996. *Darwin's Dangerous Idea. Evolution and the Meanings of Life*. New York.
- Dux, Günter. 2000. „Historisch-genetische Theorie der Moral. Die Moral im Schisma der Logiken“. In: *Ethik und Sozialwissenschaften* 11: S. 3-77.
- Flohr, Anne Katrin. 1994. *Fremdenfeindlichkeit. Biosoziale Grundlagen von Ethnozentrismus*. Opladen.
- Foerster, Heinz von. 1998. *Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker*. Heidelberg.
- Gould, Stephen Jay. 1996. *The Mismeasure of Man*. New York.
- Gould, Stephen Jay. 2002. *The Structure of Evolutionary Theory*. Cambridge.
- Gräfrath, Bernd. 1997. *Evolutionäre Ethik? philosophische Programme, Probleme und Perspektiven der Soziobiologie*. Berlin.
- Heschl, Anton. 1998. *Das intelligente Genom*. Berlin.
- Jordan, Bertrand. 2001. *Alles genetisch*. Hamburg.
- Koslowski, Peter. 1994. *Die Ordnung der Wirtschaft, Studien zur Praktischen Philosophie und Politischen Ökonomie*. Tübingen.
- Krüger, Lorenz; Daston, L.J. u. Heidelberger, Michael. Hgg. 1982. *The Probabilistic Revolution*. Vol. 1: Ideas in History. Cambridge,
- Lewontin, Richard; Rose, Steven und Kamin, Leon. 1984. *Die Gene sind es nicht...: Biologie, Ideologie und menschliche Natur*. München 1988.
- Lewontin, Richard. 1991. *Biology as Ideology*. Ontario.
- Lewontin, Richard. 1995. *Human Diversity*. New York.
- Markl, Hubert. 2001. „Der Mensch ist moralisch großzügig geschneidert“. In: *Süddeutsche Zeitung* 251.
- Rose, Steven. 1997. *Darwins gefährliche Erben. Biologie jenseits der egoistischen Gene*. München. 2000.
- Segerstråle, Ullica. 1990. „The sociobiology of conflict and the conflict about sociobiology: science and morals in the larger debate“. In: J. van der Dennen u. V. Falger. Hgg.: *Sociobiology and Conflict*. London: 273-284.

- Segerstråle, Ullica. 2000. *Defenders of the Truth*. New York.
- Voland, Eckart. 2000. *Grundriss der Soziobiologie*. Heidelberg. 2. überarb. Aufl.
- Vowinckel, Gerhard. 1991. „Homo sapiens sociologicus, oder: der Egoismus der Gene und die List der Kultur“. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 43: 520-541.
- Vowinckel, Gerhard. 1997. „Verwandtschaft und was Kultur daraus macht, das Verhältnis biologischer und soziologischer Aspekte“. In: Tamas Meleggy u.a. Hgg.: *Soziologie im Konzert der Wissenschaften: zur Identität einer Disziplin*. Opladen.
- Wahl, Klaus. 2000. *Kritik der soziologischen Vernunft, Sondierungen zu einer Tiefensoziologie*. Weilerswist.
- Wilson, Edward O. 1975. *Sociobiology. The New Synthesis*. Cambridge.
- Wilson, Edward O. 1978. *On Human Nature*. London.
- Wilson, Edward O. 1984. *Biophilia*. Cambridge.
- Wilson, Edward O. 1994. *Des Lebens ganze Fülle*. München. 2001.
- Wilson, Edward O. 1998. *Die Einheit des Wissens*. München 2000.
- Wilson, Edward O. 2000. *Darwins Würfel*. München.
- Wuketits, Franz M. 1988. *Evolutionstheorien: Historische Voraussetzungen, Positionen, Kritik*, Darmstadt 1995.
- Wuketits, Franz M. 1990. *Gene, Kultur und Moral: Soziobiologie Pro und Kontra*. Darmstadt.